

# RHEINISCHE VIERTELJAHRSBLÄTTER

---

JAHRGANG 80

2016

HERAUSGEBER:

M. GROTEN

A. PLASSMANN · C. WICH-REIF

SCHRIFTFÜHRUNG: A. PLASSMANN

VERÖFFENTLICHUNG

DER ABTEILUNG FÜR RHEINISCHE LANDESGESCHICHTE

DES INSTITUTS FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT

DER UNIVERSITÄT BONN

---

DR. RUDOLF HABELT GMBH · BONN

Manuskripte und Anfragen sind zu richten an die Abteilung für  
Rheinische Landesgeschichte  
des Instituts für Geschichtswissenschaft  
53113 Bonn, Am Hofgarten 22, z.Hd. von PD Dr. Alheydis Plassmann  
Email: a.plassmann@uni-bonn.de

Gedruckt mit Unterstützung  
des Landschaftsverbandes Rheinland



Einen Druckkostenzuschuss gewährte auch das  
Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Jugend und Kultur  
des Landes Rheinland-Pfalz.

ISSN 0035-4473

Alle Rechte vorbehalten  
Institut für Geschichtswissenschaft der Universität Bonn

Gesamtherstellung:

VDS – VERLAGSDRUCKEREI SCHMIDT,  
91413 Neustadt an der Aisch

sozialwissenschaftlichen Zugängen thematisiert. Schieder zeigte sich in den 1960er-Jahren nicht als Reformverweigerer, sondern war darum bemüht, die Geschichtswissenschaft weiterzuentwickeln.

Besonders anschaulich fällt Nonns Schilderung der Auseinandersetzung Schieders mit der 1968er-Generation aus, die in dieser Tiefe bislang noch weitgehend unbekannt ist und einen Einblick ins Weltbild und die erschreckende Intoleranz der linksradikalen Schieder-Gegner bietet. Hier wie in der gesamten Studie geben geschickt ausgewählte Zitate dem Leser die Möglichkeit zur Reflexion und Meinungsbildung. Auch die Stellungnahmen im ‚Historikerstreit‘, in denen sich Schieder weniger hoffnungslos als 1968/69 zeigte, werden berücksichtigt. Gerade für diesen Abschnitt seiner Studie hat Nonn eine Vielzahl von Interviews mit Wegbegleitern und Schülern geführt, die einen profunden Eindruck von der ‚Werkstatt‘ Schieders geben und einer faszinierenden Milieustudie gleichkommen. Insgesamt hat der Verfasser eine tiefschürfende und in jeder Hinsicht überzeugende politische Biographie vorgelegt: abgewogen in ihren klugen Urteilen, aus den Quellen geschöpft und gut lesbar. Sie wird zweifellos auf lange Zeit das einschlägige Standardwerk bleiben.

Bonn

Joachim Scholtyseck

MAX PLASSMANN, HANS SÜSSMUTH: Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Von der Gründung bis zur Exzellenz, Düsseldorf: Düsseldorf University Press 2015, 490 S. ISBN: 978-3-943460-73-5.

Der Plagiatsfall der damaligen Bundesministerin Annette Schavan rückte 2012/2013 die beschauliche Universität Düsseldorf plötzlich in das Licht einer breiten medialen Öffentlichkeit. Ein damals in der FAZ wiedergegebener Leserkommentar aus dem Internet, „Wusste gar nicht, dass Düsseldorf ´ne Uni hat“<sup>1</sup>, dürfte zwar hoffentlich nicht repräsentativ sein. Er versinnbildlicht aber, mit welch mannigfaltigen Problemen sich die im Jahr 1965 aus der ‚Medizinischen Akademie‘ hervorgegangene Universität in den ersten 50 Jahren ihres Bestehens konfrontiert sah, worüber die im Jubiläumsjahr 2015 veröffentlichte Festschrift ‚Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf‘ nun einen informativen und gut lesbaren Überblick gibt.

Die Düsseldorfer Entwicklung war ein Sonderfall, denn sie galt offiziell nicht als Neugründung, sondern als bloße ‚Umbenennung‘. Im Jahr 1962 war die ‚Medizinische Akademie‘, die bis dahin Bestandteil der Städtischen Krankenanstalten gewesen war, in die Verantwortung des Landes Nordrhein-Westfalen übergegangen. Der Grundkonflikt, der das Verhältnis zwischen Hochschule und Land in den kommenden Jahren prägen sollte, zeichnete sich zu diesem frühen Zeitpunkt bereits ab. Die Mediziner an der Akademie erhofften sich höhere Finanzmittel, verbunden mit besseren Forschungskapazitäten und dem Bau eines neuen Großklinikums. Der Landesregierung ging es hingegen darum, den eklatanten Mangel an Studienplätzen insbesondere im Fachbereich Medizin zu beseitigen.

Mit den markanten bildungspolitischen Entscheidungen zur Neugründung von Reformuniversitäten in Bochum (1965) und Bielefeld (1969) war der Spielraum der Düsseldorfer Ambitionen begrenzt. Im Kabinett des NRW-Ministerpräsidenten Franz Meyers besaß die ‚Medizinische Akademie‘ in der Person des damaligen Kultusministers Professor Paul Mikat einen prominenten Fürsprecher. Er setzte Ende 1965 die Umbenennung in ‚Universität Düsseldorf‘ durch, jedoch verhinderte Finanzminister Joseph Pütz zunächst die Genehmigung des beiliegenden Finanzierungsplans. Dieser Zustand war langfristig jedoch nicht haltbar. Zu Recht wird daher das besondere Verdienst Mikats betont, „durch seine Politik des Vorpreschens und Tatsachenschaffens den Weg zu einer Düsseldorfer Universität vergleichsweise rasch geebnet zu haben“ (S. 60).

---

<sup>1</sup> Vgl. den Artikel ‚Akribischer Dekan‘ über Professor Bruno Bleckmann, FAZ vom 6.2.2013, auch unter <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/bruno-bleckmann-im-portraet-akribischer-dekan-12053409.html> (zuletzt abgerufen am 22.2.2016).

Unter den schwierigen finanziellen Umständen war an einen schnellen Ausbau der Universität nicht zu denken. Auch Mikat war in seinen Plänen realistischerweise von einer schrittweisen Erweiterung ausgegangen, so dass sich der Entstehungsprozess auch als „schleichende Gründung“ (S. 52) bezeichnen lässt. Der inhaltliche und organisatorische Schwerpunkt der Universität lag der Vorgeschichte entsprechend auf der 1966 gegründeten Medizinischen Fakultät. Ebenfalls 1966 wurde für die neuen Fachbereiche eine gemeinsame Naturwissenschaftlich-Philosophische Fakultät gegründet, deren Fokus bedingt durch deren Nähe zu den medizinischen Fächern auf den Naturwissenschaften lag. Nach der Gründungsphase wurde sie im Jahr 1969 in zwei eigenständige Fakultäten aufgespalten. Erst Anfang der 1990er Jahre folgte mit der Gründung der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät (1990) und der Juristischen Fakultät (1992) der entscheidende Ausbauschnitt. 40 Jahre nach Übernahme der ‚Medizinischen Akademie‘ durch das Land NRW stieg Düsseldorf damit endlich zur Volluniversität auf.

Dieser Schritt erfolgte zu einem Zeitpunkt, als der jahrzehntelange Streit über die Namensgebung der Universität mit der Benennung nach dem in Düsseldorf geborenen Schriftsteller Heinrich Heine im Dezember 1988 eben überwunden worden war. Zuvor waren entsprechende Initiativen in den Jahren 1968, 1972, 1973 und 1982 jeweils gescheitert. Die Gründe für die langjährige Ablehnung sind im Rückblick schwer nachvollziehbar. Ein Motiv lag wohl darin, dass seitens der Stadt und dem Land, die den berühmten Sohn von Stadt und Region endlich angemessen gewürdigt sehen wollten, wiederholt Druck ausgeübt wurde, – die Universität war dabei eher Mittel zum Zweck. Im Hintergrund standen zudem Struktur- und Machtfragen wie etwa der jahrelange Streit über die Hochschulverfassung. Es handelte sich somit „nie [um] eine bloße Auseinandersetzung über Person und Werk Heines“ (S. 75). Darüber hinaus widersprach die Benennung gerade nach einem Dichter zumindest in der Frühphase noch dem Selbstverständnis der ihrem Ursprung nach medizinisch-naturwissenschaftlich geprägten Universität und ihrer Professorenschaft.

Treibende Kraft bei der Benennung nach Heine waren bemerkenswerterweise die Studierenden – ein Höhepunkt im besonders gelungenen Kapitel zur Studentengeschichte –, was einer Einigung zunächst jedoch eher abträglich war, ließ sich der Namensstreit in den Auseinandersetzungen zwischen Studentenschaft und Hochschulleitung doch fortan leicht instrumentalisieren. Das Überkleben der Zufahrtsschilder zur Universität mit dem Namen des Schriftstellers und das Benutzen eines Briefkopfes ‚Heinrich-Heine-Universität‘ durch den AStA dürfte dabei wohl zu den gehaltvolleren studentischen Protestformen der 1960er und 1970er Jahre gehören. Umgekehrt lehnten Rektorat und Universitätsverwaltung noch bis zur Entscheidung im Jahr 1988 die Annahme von Briefen des AStA mit dem Heine-Briefkopf ab mit dem Hinweis, dieser Absender existiere nicht. Beim Werben für Heine – das ist das Außergewöhnliche – handelte es sich nicht um Augenblicksproteste, sondern das Engagement wurde von einer zur nächsten Generation von Studierenden weitergegeben, „die die Wurzeln des Konflikts nicht aus eigener Anschauung kannten und die ihn von älteren Kommilitonen wie selbstverständlich übernahmen“ (S. 319).

Naturgemäß schwierig wird es bei einer Festschrift in den Bereichen, die die Gegenwart tangieren. An diesem Punkt ist auch Kritik zu äußern, denn die Darstellung ist an manchen Stellen recht kurzfristig auf das Jubiläumsjahr 2015 fokussiert. So werden im zweiten Kapitel über ‚Strukturmerkmale der Universität heute‘ viele aktuelle Funktions- und Würdenträger aus Wissenschaft und Verwaltung aufgelistet, die anscheinend Erwähnung finden mussten, so dass dieser Teil schnell veraltet sein dürfte. Einige Abschnitte wie das abschließende Kapitel haben zudem – was legitim ist – eher Marketing-Charakter. An einigen Stellen verschiebt sich die analytische Ebene der historischen Kapitel, an ihre Stelle treten bunte Bilder schmucker Neubauten und Schlüsselbegriffe im Text wie ‚Aufbruch‘, ‚Zukunft‘ und ‚Exzellenz‘.

Ein weiterer interessanter Aspekt dieser Festschrift sind die methodischen Überlegungen zur Zeithistorie der Universitäts- und Studentengeschichte. Es werden generelle Probleme angesprochen, die – ohne bereits beantwortet zu werden – als Anregungen für weiterführende Überlegungen dienen können. So wird bei der Studentengeschichte darauf hingewiesen, dass aus datenschutz-

rechtlichen Gründen eine Untersuchung der Studentenstrukturen mittels einer Auswertung der Matrikel nicht möglich sei. In diesem Kontext wird auch die berechtigte Frage gestellt, „ob eine derartige klassische Sozialgeschichte im Zeitalter der Massenuniversität [...] noch sinnvoll ist“ (S. 321). Die Studentenschaft sei so heterogen und zerfalle in so viele unterschiedliche Gruppen, dass **der** Durchschnittsstudent gar nicht mehr existiere. Darüber hinaus wird bemängelt, dass aufgrund der Quellenlage, die vor allem die organisierte Studentenschaft beinhaltet, und der Fokussierung auf die Studentenproteste das Verhältnis zwischen den Studierenden einerseits und der Universität und ihren Professoren andererseits einseitig als Konfliktgeschichte dargestellt wird. Die Alltagsgeschichte, aber auch Formen der Kooperation im Lehrer-Schüler-Verhältnis, bleiben leicht außen vor: „Welche Haltung nahm nun aber die Studierendenschaft ein, wenn und soweit es nicht um Protest oder Konfrontation ging (S. 320)?“

Nicht nur dem zitierten Internet-User, auch den Freunden der ‚Heinrich-Heine-Universität‘ und allen universitätsgeschichtlich Interessierten sei diese Festschrift zur Lektüre empfohlen.

Bonn

Philip Rosin

„Man hat mir gesagt, meine Augen waren blau.“ 125 Jahre Rheinischer Blindenfürsorgeverein 1886, hg. vom Landschaftsverband Rheinland, redigiert von BERND HAHNE, Düren: Hahne & Schloemer 2013, 416 S. ISBN: 78-3-942513-15-9

Es ist eine optisch sehr ansprechende Jubiläumsschrift, die sich der ‚Rheinische Blindenfürsorgeverein 1886 Düren‘ zum 125-jährigen Jubiläum geleistet hat. Das Textlayout ist großzügig und leserfreundlich. Zahlreiche, oft farbige Fotos und Quellenabbildungen machen die Publikation nicht nur lesens-, sondern auch sehenswert. Besonders wertvoll sind verschiedene Ansichten der Stadt Düren vor ihrer nahezu vollständigen Zerstörung durch die Bombardierung der Alliierten im Herbst 1944. So werden die Orte des Geschehens auch für die jüngere Generation visuell fassbarer. Praktisch ist zudem die detaillierte tabellarische ‚Zeittafel zur Entwicklung der Blindenfürsorge und der weiteren Blindeneinrichtungen in Düren‘ im Anhang (S. 373–387).

Auch was den Inhalt betrifft, haben sich die Herausgeber hohe Ziele gesetzt. Die Publikation soll ein „Meilenstein bei der Aufarbeitung der 125-jährigen Geschichte im Umgang mit blinden und sehbehinderten Menschen“ und dabei mehr als eine lokalhistorische Jubiläumsschrift sein, nämlich „ein lesenswertes Buch für Historiker, sozialpolitisch Interessierte und für Menschen, die sich für die Geschichte dieser Region, der Stadt Düren und des RBV begeistern“ (S. 7). Diesem Anspruch versuchen 15 verschiedene Autoren in 17 Kapiteln gerecht zu werden. Diese Beiträge sind thematisch sehr breit gefächert und decken politik-, kultur-, alltags-, architektur-, medizin- und lokalhistorische Bereiche ab. Zudem werden auch die aktuellen Diskurse und Praktiken zur Bildung und Unterstützung blinder und sehbehinderter Menschen erläutert.

Für weniger mit der Lokalgeschichte Vertraute besonders interessant sind die Kapitel 2 und 3, in denen Axel Hinrich Murken kultur- und wissenschaftshistorische Aspekte der Blindheit bis ins 19. Jahrhundert sowie Friedrich Drevers die Geschichte der preußischen Fürsorge-, Sozial- und Behindertenpolitik behandelt. Beide Beiträge vermitteln aus verschiedenen Perspektiven, wie die Gesellschaft seit der Antike mit blinden Menschen umging.

Der Schwerpunkt der Jubiläumsschrift liegt aber auf der Aufarbeitung der Geschichte der verschiedenen Institutionen zur Förderung von blinden, sehbehinderten und mehrfachbehinderten Menschen in Düren. Besonders ausführlich werden dabei von Horst Wallraff die NS-Zeit und die anschließende Entnazifizierung behandelt. Dies nicht in erster Linie darum, weil Blinde und Sehbehinderte besonders stark von Sterilisierungen und Euthanasie betroffen gewesen wären – das waren sie glücklicherweise nicht –, sondern weil die Nähe zur NSDAP zahlreicher führender Mitarbeiter im Dürener Blindenwesen bis heute weitgehend verschwiegen worden ist. Für eher an globalen Zusammenhängen Interessierte mag dieser Beitrag etwas zu detailreich sein ebenso wie die übrigen Kapitel